die Wagschale zu werfen, wenn es gilt, die Vertreter des Volkes in die gesetzgebenden Körperschaften zu wählen. Selbst zu den Gewerbegerichten, wo ihre Streitigkeiten mit den Unternehmern ebenso zum Austrag gelangen sollen, wie die der männlichen Arbeiter, können sie weder wählen, noch gewählt werden. Ebenso wenig zu den Gemeindevertretungen, deren Verhandlungen und Beschlüsse mindestens ebenso nahe die Interessen der Frauen berühren, als die der Männer. Wie für die Gesundheit gesorgt, wie Kranke und Arme gepflegt, welche Steuern erhoben werden — das alles ist für die Frauen von größter Wichtigkeit. Und von welch einschneidender Bedeutung für die Mütter des Volkes sind alle Fragen, die das Wohl und die körperliche und geistige Erziehung der Kinder berühren! Gäbe es keine anderen als diese Fragen, zu deren Entscheidung die Frauen fähig wären, so müßten sie allein ihretwegen in den städtischen Verwaltungen Sitz und Stimme haben. Wer kann es besser als die Mutter beurteilen, was dem Kinde not thut, wer empfindet es schmerzlicher als sie, wenn es unter schlechten Schulverhältnissen leidet, wer hat mehr Liebe, mehr Kraft, mehr Ueberlegung als eine Mutter, wenn es gilt, ihren Lieblingen eine glückliche, ungefährdete Jugend zu sichern?

Die Volksvertretungen ihres engeren Vaterlandes, die Landtage, sind von nicht geringerem Einfluß auf ihre Existenzbedingungen und die ihrer Kinder. Vor allem kann es ihr nicht einerlei sein, ob sie sich in der Hauptsache aus Leuten zusammensetzen, die kraft der Macht des Geldsackes auf Grund des Dreiklassen-Wahlrechts gewählt wurden, oder nicht. Sie kann nicht gleichgültig bleiben, wenn sie sieht, daß Wert und Bedeutung der Interessen nach diesem Maßstab gemessen werden; sie kann nicht ruhig zusehen, wenn die Stimme eines Mannes, dessen einziger Vorzug vielleicht darin besteht, daß er Hunderttausende von seinem Vater ererbte, mehr gilt als die des Arbeiters, der von früh bis spät im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdient.

Je weiter der Machtbereich der gesetzgebenden Körperschaften gesteckt ist, desto stärker muß ihre Anteilnahme an ihrer Zusammensetzung und ihren Leistungen wachsen. Der Reichstag bestimmt in letzter Linie über Recht und Gesetz, über Steuern und Zölle. Nur die Frauen, die den Reichtum der Nation schaffen helfen, die kraft ihrer Arbeit zu selbständigen Bürgern des Staates wurden, sind rechtlos auch hier. Länder jüngerer Kultur — Amerika, Australien — haben ihnen die Bürgerrechte zuerkannt. Europa, in seinem grauen Alter, fürchtet alle Neuerungen; es träumt noch von den Frauen von einst: den Fürstendirnen, die von den Hintertreppen und Schlafzimmern aus die Fäden der Politik in Händen hielten, den Sklavinnen, die wort- und willenlos alle Lasten der Menschheit schleppten, den guten Hausmütterchen, deren Gedanken und deren Arbeit über Keller und Küche, Haus und Hof nicht hinausgingen. An uns ist's, an uns Frauen, daß es vollends wach werde, wir haben den Sturm mit zu entfachen, der ihm den Staub der Jahrhunderte aus den Augen treiben soll. Dann wird es staunend um sich schauen: an der Schwelle des 20. Jahrhundert steht das Weib voll Kraft und Würde, Einlaß begehrend in den großen Rat der Menschheit, die Märtyrerkrone der Not auf dem Haupt, in den Händen die Siegespalme der Arbeit.

Politische Uebersicht.

Der „dumme Junge".

Der Aerger über die Erschwerung der Wählervergewaltigung durch die neuen Vorschriften zur Sicherung des Wahlgeheimnisses reißt die Konservativen zu immer neuen Offenherzigkeiten hin. Den Staatssekretär Posadowsky, der die Vorlage vertreten hat, verfolgen sie jetzt mit dem ausbündigsten Haß. Sie glauben ihn lächerlich machen zu können, indem sie ihm eine Rede unter die Nase halten, die er am 5. Dezember 1883 als Mitglied des Abgeordnetenhauses gehalten hat, also vor etwa 20 Jahren! Diese Rede atmet allerdings unverfälschten Junkergeist, spricht sich äußerst scharf gegen das geheime Wahlrecht aus und schloß mit der pathetischen Wendung: principiis obsta! (Widerstehe dem ersten Schritt!) Graf Posadowsky wird dieses Zitat wahrscheinlich mit großer Gemütsruhe lesen. Der Umstand, daß er im Laufe der Jahre etwas dazu gelernt hat, ist nur ehrenvoll für ihn. Uebrigens sind wir weit davon entfernt, dieser Umkehr große Bedeutung beizulegen. Wir täuschen uns durchaus nicht darüber, daß, wenn dem Zick wieder das Zack folgt, wir vom Regierungstische unter Umständen das gerade Gegenteil von dem verkünden hören können, was dort jetzt als das Richtige gilt. Vielleicht können wir's sogar von denselben Männern hören. Das ändert aber nichts daran, daß der Versuch, einen Politiker mit einer Aeußerung, die er vor 20 Jahren gethan, eines Widerspruchs in seiner jetzigen Position zu überführen, einfach eine Albernheit ist, wie sie nur großer Aerger und absolute Hilflosigkeit eingeben können.

Die konservative Presse begnügt sich indes nicht damit, die Person des Staatssekretärs des Innern anzugreifen. Sie muß ihrem ohnmächtigen Aerger größeren Abfluß eröffnen und so fällt sie schließlich mit hämischen Wendungen über die Wählerschaft her — d. h. über den Teil der Wählerschaft, dem die öffentliche Abstimmung nicht gefällt, die Arbeiterschaft und die große Zahl der von wirtschaftlich mächtigen Instituten abhängigen Beamten und Angestellten. Die Kreuzzeitung höhnt: die jetzt eingeführte Sicherung des Wahlgeheimnisses sei nichts als eine blutige Satire auf den Gedanken der Volksherrlichkeit, auf der das allgemeine und direkte Wahlrecht beruht und fährt dann wörtlich fort:

„Ein Herrscher, der seine Macht dadurch beweist, daß er sich in der unergründlichsten Weise maskiert und nur die eine Angst hat, erkannt zu werden, weil er alsdann fürchten müßte, **als dummer Junge behandelt und auf die Straße gesetzt zu werden!**"

Diese Junkerfrechheit übersteigt wirklich alles Dagewesene. Die Wähler, die nicht konservativ wählen, werden als **dumme Jungen** behandelt, und ausdrücklich wird das Recht der Herrschenden, sie „auf die Straße zu setzen", proklamiert.

Die Wähler mögen sich diese unverschämten Herausforderungen der Junker, in denen immer wieder ihr grimmiger Volkshaß gegen das Reichstagswahlrecht die Zähne fletscht, merken und am 16. Juni quittieren. Die Gesinnungsgenossen und die Verbündeten dieser Junker sind es ja, mit denen allein wir in Sachsen bei den Wahlen noch ernsthaft zu kämpfen haben.

Deutsches Reich.

Berlin, 28. April. Der Reichstag war am Montag ganz ausnehmend schlecht besucht. Zunächst fand das Marine-Luftschloß ein trockenes Grab im Papierkorbe; es wurde nicht einmal einer weiteren Debatte gewürdigt. Eine dritte Lesung findet nicht statt. Sehr rasch ging die dritte Lesung des Phosphorgesetzes von statten: das Gesetz wurde en bloc angenommen.

Um so ausgiebiger gestaltete sich die Fortsetzung der zweiten Lesung der Krankenkassen-Novelle. Beim § 26a setzte es fast unvermutet eine äußerst heftige Aerzte-Debatte. Sie wurde angeschnitten von dem ultramontanen Vertreter Kölns, Herrn Trimborn, und auf den Siedepunkt gebracht durch den süddeutschen Volksparteiler und Tierarzt Hoffmann-Hall, der sich unlängst durch eine gutgemeinte, aber schlechte Friedensrede bis auf die Knochen blamierte und der an diesem Tage seiner alten Blamage eine neue hinzufügen zu müssen glaubte. Herr Hoffmann-Hall generalisierte in höchst unangebrachter Weise Einzelbeschwerden der Aerzte und erging sich in sehr argen Verdächtigungen der „sozialdemokratischen" Kassenvorstände; der Aufforderung unserer Genossen, durch Nennung bestimmter Namen seine Behauptungen zu beweisen, suchte er sich unter den nichtigsten Vorwänden zu entziehen. Das trug ihm einen entrüsteten Zuruf ein, als dessen Urheber sich nachher der Genosse Albrecht bekannte, der dafür — aber erst eine gute Stunde später — von dem Vorsitzenden einen Ordnungsruf erhielt. Von der Rechten kamen Herr v. Richthofen, von der benachbarten Volkspartei u. a. die Herren Spethmann und Pohl, dem verunglückten Sozialistentöter zur Hilfe, dieweil Herr Lenzmann klüglicherweise zu vermitteln suchte und Herr Rösicke-Dessau wie zumeist den verständigsten Standpunkt unter den bürgerlichen Politikern einnahm: im Einklang mit den Ausführungen der Genossen Molkenbuhr und Albrecht betonte er, daß keineswegs die soziale Gesetzgebung, sondern der massenhafte Zudrang zum medizinischen Studium die Proletarisierung des Aerztestandes verschulde. — Es versteht sich am Rande, daß das bürgerliche Niederstimmungskartell — zu dem auch Herr Rösicke trotz einzelner besserer Einsichten gehört — alle Verbesserungsanträge ablehnte, die von unserer Seite zum § 26a gestellt waren. — Die folgenden Paragraphen passierten ohne Debatte. Um so heftiger entbrannte der Streit beim § 35. Es ist der erste in der Reihe der Paragraphen, die der Bureaukratie Eingriffe in die Selbstverwaltung der Kassen ermöglichen sollen. Er giebt dem Vorsitzenden das Recht, Beschlüsse der Kassenorgane mit aufschiebender Wirkung zu beanstanden. Im hohen Fisteltone bestritt der Abgeordnete Trimborn, daß es sich um einen Eingriff in die Selbstverwaltung der Kassen handle; dieselbe tröstliche, aber nicht glaubliche Versicherung wurde am Regierungstische abgegeben; das Gegenteil aber wiesen an der Hand unwiderleglicher Thatsachen die Genossen Molkenbuhr und Stadthagen nach, deren Beweisführung sich zum Teil Abg. Rösicke zu eigen machte. Beim § 38a wurde Vertagung angenommen. Am Dienstag soll die zweite Lesung der Krankenkassen-Novelle zu Ende geführt werden; außerdem steht die ultramontane Fleischbeschau-Interpellation auf der Tagesordnung.

— Die Interpellation der Konservativen über die Handelsverträge wird am Mittwoch auf die Tagesordnung gesetzt werden. Die verbündeten Regierungen werden diese Interpellation beantworten. Im Reichstage war das Gerücht verbreitet, die Linke werde gegen die Interpellation eine Gegeninterpellation einbringen, was jedoch nicht geschehen wird.

— Der freisinnige Kandidat im 2. Berliner Reichstagswahlkreise Lizenziat Gräbner ist am Sonntag auf der Kanzel von einem leichten Schlaganfall betroffen worden und hat deshalb seine Kandidatur zurückgezogen. Infolgedessen wird nun der Landtagsabgeordnete und Stadtverordnete Kreitling als freisinniger Kandidat aufgestellt werden. — Herr Kreitling wurde 1898 infolge von Wahlunregelmäßigkeiten für gewählt erklärt. Nach der Ungültigkeitserklärung seines Mandats hat ihn dann Herr Fischer aus dem Sattel gehoben.

Eine Preßsünderdebatte gab es am Montag im preußischen Abgeordnetenhause. Es wurden Petitionen beraten und darunter befanden sich zwei von Schriftstellervereinigungen. Sie verlangten eine Aenderung des Strafvollzugs und bessere Behandlung der verhafteten und verurteilten Journalisten in den Gefängnissen. Die Kommission hatte Uebergang zur Tagesordnung empfohlen, das Plenum beschloß aber Ueberweisung als Material. Diese erfreuliche Wendung der Dinge hatte in erster Reihe eine vortreffliche Rede des Abg. Oeser, des Chefredakteurs der Frankfurter Zeitung, zu Wege gebracht. Herr Oeser schilderte die bestehenden Mißstände, das Unwürdige in der Behandlung der Preßsünder nicht bloß mit Fach- und Sachkenntnis, sondern auch mit sympathischem Eifer und wohlthuender Wärme. Aus dem Hause traten ihm außer dem Abg. Dr. Langerhans auch die Abgg. Dr. Barth und Dr. Arendt bei und bei der Abstimmung schämten sich selbst die meisten Deutschkonservativen, sitzen zu bleiben; auch sie nahmen den Antrag Oeser auf Ueberweisung der Petition als Material an die Regierung an.

Vor Ueberschätzung ihres Einflusses bei den preußischen Landtagswahlen warnt die Tante Voß schon mütterlich die Sozialdemokraten. Hinter dieser Warnung steckt die freisinnige Angst, daß die Sozialdemokraten bei jenen Wahlen eine Position erobern, die sie in Stand setzt, den Freisinnigen Daumenschrauben anzulegen, sie vor die Entscheidung zu stellen: Entweder wählt ihr sozialdemokratische Kandidaten oder die euren bekommen die Stimme keines sozialdemokratischen Wahlmannes. Diese Zwickmühle fürchten die tapferen Herren sehr — so sehr, daß Eugen Richters Freisinnige Zeitung noch nicht einmal die Sprache über die Beschlüsse der sozialdemokratischen Preußenkonferenz gefunden hat.

Des Bundes mit der freisinnigen Vereinigung klagt die Korrespondenz des Bundes der Landwirte die Regierung an. In dieser wahnwitzigen Anklage bringt sie die Angst um Oertels gefährdetes Freiberger Mandat. Während man konservativ-agrarischer Gesinnung verdächtige Landräte kalt stelle, schreibt das Blatt, dulde man regierungsseitig, daß ein Geh. Oberregierungsrat aus dem preußischen Handelsministerium geradezu Schrittmacher für die Sozialdemokraten spiele. Während der Reichskanzler dem Wunsch nach einer Regierungs-Wahlparole nicht nachgekommen sei, scheine der preußische Handelsminister unter der Fahne der Freisinnigen Vereinigung den Kampf für Handelsverträge um jeden Preis und mit allen Mitteln proklamiert zu haben.

Oertel muß die Kandidatur Lusensky doch außerordentlich fürchten, daß er und seine Freunde die Denunziation gegen den Herrn Regierungsrat „unentwegt" fortsetzen!

Eine Blamage des großen Eugens. Auf dem Parteitag der deutschen Volkspartei (Demokraten) in Baden zu Bruchsal erstattete Professor Heimburger den Parteibericht und sagte dabei u. a.: Recht unerfreulich sei die Stellung der Freisinnigen Volkspartei, die in Baden den Streit den Demokraten aufoktroyiert habe, durch ihre bedauerliche Wahltaktik, **die lediglich der Reaktion diene.** Das Zentrum sei so unzuverlässig geworden wie die Nationalliberalen. Kufer und Venedey variieren mit großer Schärfe dasselbe Thema. Venedey befürwortet eine gewisse Revision des deutschvolksparteilichen Verhältnisses im Reichstag zur Freisinnigen Volkspartei durch Aufhebung des gemeinschaftlichen Fraktionsverhältnisses.

So führt die verräterische Taktik Eugens zur völligen Zerrüttung des „entschiedenen" Liberalismus!

Nachmittag hin und her. Die nächsten Tage wieder. Dann fragte sie ihn jedesmal, wenn sie eintrat, guter Laune, indem sie die Sache als geistreichen, nicht ernst zu nehmenden Scherz ansah:

— Wie steht es heute mit Ihrer Liebe?

Und er setzte ihr ganz ernsthaft in leichtem Ton auseinander, welche Fortschritte sein Leiden gemacht, alles was fortwährend innerlich in ihm gearbeitet, seine ganze Liebe, wie sie kam und wuchs. Peinlich genau gab er ihr Stunde um Stunde an, wie ihm seit der Trennung am Tage vorher zu Mute gewesen, so wie ein Professor, der eine Vorlesung darüber hält. Sie hörte ihm mit Interesse zu, etwas bewegt und auch verlegen wegen dieser Geschichte, die sich wie ein Roman ausnahm, dessen Heldin sie war.

Wenn er auf galante und leichte Art allen Kummer, der ihn bedrückte, ausgeschüttet, so begann manchmal seine Stimme, wenn er durch ein Wort, oder sogar nur durch einen Ton, sein Herzeleid offenbarte, zu beben.

Und immer fragte sie ihn wieder zitternd vor Neugierde, die Blicke auf ihn gerichtet, gespannt lauschend auf all diese Dinge, die ein wenig peinlich waren zu hören und doch so süß klangen.

Ab und zu versuchte er, wenn er herantrat, um ihre Haltung zu korrigieren und dabei ihre Hand berührte, diese zu küssen.

Mit hastiger Bewegung zog sie die Finger von seinen Lippen, runzelte ein wenig die Augenbrauen und rief:

— Vorwärts, vorwärts an die Arbeit!

Er machte sich wieder an die Arbeit, aber noch waren nicht fünf Minuten vergangen, daß sie ihm schon wieder irgend eine Frage stellte, die ihn geschickt zum einzigen Thema zurückführte, das sie doch allein interessierte.

Jetzt stiegen allerlei Befürchtungen in ihrem Herzen auf. Sie wollte geliebt sein, aber nicht zu sehr, sie fühlte sich ihrer selbst sicher und fürchtete, er möchte zu heftig Feuer fangen und sie ihn verlieren, weil sie ihn abweisen mußte, nachdem sie ihn scheinbar an sich gezogen. Wenn sie aber ganz auf diese zarte Freundschaft, auf dieses immer leichte dahinfließende Gespräch, das wie ein Bach in seinem Bette Goldkörner mit sich führt, auf seinen Wellen Liebeskörner dahertrug, hätte verzichten sollen, so wäre ihr das ein tiefer Schmerz gewesen, ein Kummer, als zerrisse ihr Herz.

Wenn sie ihr Haus verließ, um in das Atelier des Malers zu gehen, so überrann sie glühende Freude, und sie fühlte sich leicht und glücklich. Wenn sie klingelte an Oliviers Haus, klopfte ihr Herz vor Ungeduld, und auf dem Treppenläufer schritt sie dahin, wie auf weichem Sammet.

Doch Bertin war ernst, etwas nervös, und manchmal war er gereizt. Er wurde ungeduldig, beherrschte sich zwar gleich wieder, aber das kam doch jetzt oft. Als sie eines Tages erschien, setzte er sich neben sie und begann, statt zu malen:

— Gräfin, Sie müssen jetzt wissen, daß es kein Scherz mehr ist zwischen uns. Ich liebe Sie wahnsinnig.

Diese Einleitungsworte setzten sie in Verlegenheit, sie sah den befürchteten Augenblick nahen und versuchte, ihn zu unterbrechen, aber er hörte nicht mehr auf sie; die Erregung nahm sie ganz gefangen, und zitternd, bleich, voller Angst mußte sie ihn anhören. Er redete lange, ohne etwas zu fordern, zärtlich, traurig, mit verzweifelter Resignation. Sie duldete es, daß er ihre Hände in die seinen nahm und sie behielt. Ohne daß sie darauf geachtet, war er niedergekniet und wie mit irrem Blick flehte er sie an, ihm nicht weh zu thun. Welches Weh? Sie faßte es nicht und versuchte nicht, es zu fassen, schmerzlich bewegt ihn leiden zu sehen. Und dieser Schmerz kam ihr fast wie ein Glück. Plötzlich sah sie Thränen in seinen Augen und war davon so bewegt, daß sie ein oh! ausstieß, und beinahe die Arme um ihn geschlungen hätte, wie man ein weinendes Kind tröstet. Er sagte mit weicher Stimme: „Ach, ach, ich leide so sehr." Und plötzlich machte sie sein Schmerz ganz weich, sein Schmerz und seine Thränen. Sie schluchzte nervös, und ihre Arme zitterten, bereit ihn zu empfangen.

Sie fühlte sich plötzlich von ihm umschlungen und leidenschaftlich auf den Mund geküßt. Sie wollte schreien, dagegen ankämpfen, ihn zurückstoßen, aber sie meinte, dennoch verloren zu sein, denn in ihrem Widerstand drängte sie zu ihm, in ihrer Abwehr neigte sie ihm zu, sie umschloß ihn und rief doch dabei: „Nein, nein, ich will nicht." Nun war sie wie von Sinnen, verbarg ihr Gesicht in den Händen, sprang plötzlich auf, nahm ihren Hut, der zu Boden gefallen war, setzte ihn auf und entfloh trotz Oliviers Bitten, der sie am Kleide zurückhielt.

Als sie auf der Straße stand, hätte sie sich am liebsten gleich aufs Trottoir gesetzt, ihre Knie wankten, sie fühlte sich wie zerschlagen. Eine Droschke kam vorüber, sie rief sie an und sagte zum Kutscher:

— Fahren Sie mich langsam spazieren, wohin Sie wollen.

Sie warf sich in die Polster, schlug die Thür zu, schmiegte sich in eine Ecke, nun, wo sie sich hinter den geschlossenen Fenstern allein fühlte, allein mit ihren Gedanken. Während einiger Minuten hörte sie nur den Lärm der Räder und fühlte die Stöße des Wagens. Sie starrte, ohne etwas zu sehen, auf die Häuser, die Leute auf der Straße, in den Wagen, sie dachte an nichts, als müßte sie erst Zeit gewinnen, eine Frist, ehe sie wagte, an das zu denken, was geschehen. Dann sagte sie sich, da sie gewöhnt war, den Dingen ins Gesicht zu blicken: „So, nun bin ich verloren." Und noch ein paar Minuten lang war sie wie gelähmt durch die Gewißheit, daß es nicht mehr gut zu machen sei, in starrem Entsetzen, wie einer, der vom Dache gefallen ist und sich nicht zu bewegen wagt, weil er ahnt, daß er die Glieder gebrochen hat, aber sich fürchtet, die Gewißheit davon zu bekommen.

Doch statt unter dem Schmerz, den sie nahen fühlte und vor dem sie sich fürchtete, zusammenzubrechen, blieb ihr Herz jetzt ruhig und gefaßt. Es schlug leise und langsam nach dem Unglück, das ihre Seele gepackt, und schien an der Verstörtheit ihres Geistes nicht teil zu nehmen.

Laut wiederholte sie sich, als wollte sie es hören, um sich selbst davon ganz zu überzeugen: „So, nun bin ich verloren." Kein körperlicher Schmerz antwortete als Echo dieser Klage ihres Gewissens.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19030428/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG